

Deutschen Rundschau

Nr. 283. Bromberg, den 7. Dezember 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(29. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Sie denkt an Per, dachte Pers Mutter. Sie lächelte und nickte, während sie ihre weißen Hände streichelte und Wilhelm Weyer zuhörte. Ein ungewöhnlich einnehmender junger Mann. Gesellschaftsmensch.

Petra dachte wirklich an Per. Per hätte sie nie so verlassen sitzen lassen. Per war gut. Aber Per hatte keinen braunen Teint und kein feines Profil und kein schwarzes Muttermal auf der Backe. Auch kein Hemd mit seidenen Streifen.

Unvermutet begegnete sie Wilhelm Weyers Augen. Und die waren genau so, wie die Stimme gestern gewesen war. Und da konnte sie's mit einmal nicht mehr aushalten, hier still zu sitzen und Wilhelm Weyer mit Frau Helene schwatzen und lachen zu sehen.

Sie stand leise auf und ging durch das Wohnzimmer in den Flur hinaus.

Wilhelm Weyers Augen folgten ihr. Er wurde plötzlich zerstreut.

Petra nahm das erste beste, was sie im Flur fand, es war Frau Helenens Pelzmantel. Sie warf ihn um und ging durch die Küche hinaus — damit man drin nicht die schwere Haustür gehen hören sollte. Küchen-Anne sah ihr verwundert nach — diesmal hatte Petra nicht das übliche Scherzwort für sie.

Draußen schien der Mond. Groß und gemütlich saß er oben auf dem Scheunendach und warf grelles Licht und tiefe Schatten von den Häusern. Der Schneepflug stand wie ein gespreiztes Gespenst an einer hellbeschienenen Mauer. Petra blieb einen Augenblick stehen und sah sich um. Dann zog sie den Mantel fest um sich und schlich davon. Am Stall vorbei, nach dem Kirchhof hin. Zu Vater. Kein Mensch auf der ganzen weiten Welt war so allein wie sie. Sonderbar, daß sie das noch nicht gewußt hatte.

Der Amtmann hatte zwar sein Dorfgeschwätz geschwatzt, aber immer hatte er seine Augen dort am Kamin gehabt. Er hatte die ganze Zeit über Petras Gesicht beobachtet. Und jetzt sah er das Wilhelm Weyers. Sah, wie seine Augen in einem fort nach der Tür wanderten.

Der Amtmann wartete, bis es für eine erklärliche Abwesenheit zu lange gedauert hatte.

Dann stand er auf und ging auf Frau Helene zu, mit einem Kompliment von wegen des Goldbraunen und des Farbensinns der gnädigen Frau. Ob Frau Helene aber nicht ein bißchen Musik machen wollte — sie sei doch glücklicherweise so groß, daß sie sich nicht nötigen zu lassen brauchte, wenn sie sonst in Stimmung wäre, lächelte er.

Dem konnte Frau Helene nicht widerstehen. Sie stand auf, besah ihre Hände und setzte sich an den Flügel.

„Aber Petra muß auch zuhören. Vielleicht gehen Sie und holen sie herein, mein junger Freund", wandte er sich an Wilhelm Weyer. „Sehen Sie mal nach auf dem Wege zum Kirchhof. Ich glaube, ich kenne Klein-Petras Wege ein bißchen."

Wilhelm Weyer war schon in der Tür.

Der Amtmann lächelte ihm nach. Sympathischer junger Kerl. Er sah unwillkürlich vergleichend zu seinem Amtssekretär hinüber. Das Lächeln verschwand.

Wilhelm Weyer kam in den Flur. Er faßte an die Klinke der Haustür. Die war von innen verschlossen. Also nicht da hinaus.

Er fand die Tür zu einem kleinen Gang, weiter zur Küche.

„Ist Fräulein Felber hier?"

„Fräulein is aus."

Küchen-Anne deutete hinaus.

Wilhelm Weyer ging durch die Küche und hinaus. In ein paar Sätzen war er über den Hof und am Stall vorbei. An der Kirchhofsmauer sah er was Schwarzes. Es verschwand gerade durch die Pforte.

Er rannte in großen Sprüngen den Weg hinab. Es war eiskalt und er war bloß im Smoking.

Er erreichte die Pforte, öffnete vorsichtig, blieb unschlüssig stehen, welcher Weg es war.

Dort an der Mauer rührte sich was. Er stapfte mit großen Schritten über die Gräber, sank tief ein. Sah eine kleine vermummte Gestalt still an der Mauer stehen. Ging auf sie los.

Das kleine Schwarze wandte sich jäh um. Blieb ganz still stehen, ihm zugewandt. Dann flatterte das Schwarze und fiel auf das Grab. Der Mond beleuchtete ein rotes Kleid. Und mit eins hatte er die Arme darum. Er fühlte die straffe Flechte und das bißchen kleine Gelock gegen sein Gesicht. Zwei Arme kamen um seinen Hals, fest. Sie zogen seinen Kopf hinab. Eine kalte, frische Backe und ein warmer kleiner Mund an seinem Ohr.

„Beschütz' mich", flüsterte es.

Er wandte den Kopf — vergaß zu antworten.

Das warme Rote in seinen Armen zitterte und schmiegte sich an ihn, traulich und willig.

Und Wilhelm Weyer, der so manch eine seiner kleinen Hauptstadtfreundinnen in gedankenlosem Flirt und weil sie dazu einluden, geküßt hatte — er empfand diese unschuldige Sicherheit, die sich selbst so blank überlieferte, wie etwas Heiliges. Etwas, wofür er nun sein ganzes Leben lang die Verantwortung hatte. Petra Felber, das selbständige, selbstsichere kleine Mädel, war ein kleines hingebendes Weib geworden, das eines Stärkeren Schutz bedurfte.

Und er wußte, vor was und vor wem er sie beschützen sollte. Daß er ihr helfen sollte, festzuhalten an dem Ich, zu dem sie sich endlich durchgefunden hatte, dem Ich, das er geweckt hatte.

*

Frau Helene hatte mehrere ihrer Lieblingslieder gesungen. Ganz unbewußt war sie ins Klavierspiel hinübergeglitten. Es brauste und jubelte, es klagte und sang unter

ihren Fingern. Rubinstein. Denn sie hatte nicht bloß Technik und Rhythmus — an Kraft mochte es ihr wohl dann und wann fehlen — aber sie hatte das, was weder durch Fleiß noch Übungen erreicht werden kann — Seele.

Der Amtmann sah auf die Uhr. Er lächelte verschmitzt und sehr zufrieden.

Und Frau Helene spielte weiter.

*

Der Ollejens kam den Weg dahergehumpelt, bald nach der einen Seite, bald nach der andern schwankend. Er war auf Sonntagsbesuch gewesen bei Anton Hellemyre, dicht hinterm Friedhof. Und ein feines Traktemang hatte der Ollejens da gekriegt, sein Gang war noch unsicherer geworden als sonst.

Jetzt war er ein Stück vom Pastorstall. Da blieb er plötzlich stehen, schief auf dem kurzen Bein, mucksmäuschenstill. Er sah starr nach dem Stalle hinüber.

Was Riesiges, Schwarzes ging an der Stallmauer entlang, in einen großen Mantel gewickelt. Aber es hatte nicht einen Kopf, sondern zwei.

Dem Ollenjens wurde ganz gruselig. Er rieb sich die Augen und guckte und guckte.

Farraftig. Zwei Köpfe waren's. Einer hoch, der andere niedrig.

Nee, stoppmal, jetzt war's ja bloß einer. Nee, da waren's wieder zwei.

Der Ollejens tat ein paar Schritte, starrte unentwegt auf die Erscheinung. Jetzt verschwand sie hinterm Stall.

Der Alte blieb wieder stehen. Kratzte sich den grünlichen Schädel.

Hol's der Deubel, ich mein wirklich und farraftig, ich hab' heut abend einen übern Durst getrunken. Höhö.

Er stapfte weiter.

*

Die zwei standen vor der Hintertür. Lange. Der Mond lachte sie an. Und es war kein bißchen kalt mehr, trotzdem Frau Helenens Pelzmantel vorne nicht zuging. Sie mußten jeder an einem Zipfel halten.

Und drin waren all die andern. Es eilte nicht.

„Wir gehen ums Haus rum", sagte Petra. Sie sah ihn immerfort an. Ihr ganzes Gesichtchen funkelte.

Seins hatte etwas Weiches, Warmes bekommen. Meist in den Augen.

Hinter der Küchentür kamen Schritte. Jetzt war's zu spät, um die Ecke zu schlüpfen.

Er beugte rasch den Kopf, Petra blieb allein im Pelzmantel und ging voran in die Küchentür.

In der Türöffnung stand der Pastor mit Pelzmütze und Laterne. Es waren gewisse Mängel im Pastorhaus, die noch nicht korrigiert worden waren.

Er tat einen Schritt zurück, um Petra vorbeizulassen. Sehr erstaunt sah er aus, als der fremde junge Mann hinterher kam. Keiner sagte was.

Küchen-Anne und Anne-Stube glotzten ihnen nach, wie sie durch die Küche gingen. Sie waren dabei, für den kalten Abendtisch zurechtzumachen.

Die zwei gingen leise in den Hausflur hinein. Petra strich vor dem Spiegel ihr Haar zurecht. Er stand hinter ihr und hinderte sie daran, indem er ihre Fingerspitzen zu etwas andrem verwendete. Sie lachten heimlich.

„Jetzt müssen wir aber rein", sagte Petra.

„Erst muß ich dir noch was sagen", sagte Wilhelm Weyer. „Versprich mir, daß du heute abend noch schreibst — an — ihn."

Er war überhaupt noch nicht erwähnt worden zwischen ihnen. Sie waren zu nichts andrem gekommen, als sich zu erzählen, was er oder sie bei der und der Gelegenheit gefühlt und gedacht und gemeint hatten. Besonders er. Gedacht hatte er aber den ganzen Weg her an Per Borting und die Verlobung, aber er wollte ihr überlassen, selbst davon anzufangen. Das war das Ritterlichste. Es mußte ihr ja schwer fallen, davon zu reden. Und er fühlte sich gern ritterlich.

Aber Petra sah schuldbewußt aus dem Spiegel zu ihm auf. „Denk' mal, du, ich hatte den ganzen Per vergessen."

„Du bist und bleibst du selbst", sagte er. Er sagte auch noch mehr, aber das verschwand in was andrem.

Sie gingen hinein.

Ein Walzer von Chopin lief graziös über den Flügel, die ganze Stube trillerte und zwitscherte.

Das Licht in der Stube stach ihnen in die Augen. Sie gingen dicht nebeneinander Hand in Hand durch die Wohnstube, wo es leer war. Er strich ihr heimlich schnell über den Hinterkopf, als sie schon beinah in der Tür zum Gartenzimmer waren.

Ihre Augen fragten, ob er toll wäre. Aber sie war augenscheinlich begeistert für junge Tollhäusler.

Krag Petersen sah sie neugierig an, als sie hereinkamen.

Frau Helene hörte gerade auf und wandte sich auch nach ihnen um.

Der Amtmann sah sie überhaupt nicht. Er war sofort bei Frau Helene, seine Begeisterung über ihr Spiel kundzugeben. Erstens sagte er, habe er selbst eine Schwägerin, die sieben Stunden täglich Klavier übe und die andern fünf Stunden über Musik spräche und „wir Künstlerinnen" sagte. Ihr Spiel machte große Furore in ihrer Familie, aber nicht in der ihres Mannes. Das Wort Musik könne so verschieden aufgefaßt werden, sagte der Amtmann.

Zweitens liebte Frau Helene es, ein paar Worte zu hören, wenn sie ihr Spiel beendet hatte.

Man ging in die Wohnstube. Der Pastor kam zurück. Seine Augen suchten Wilhelm und Petra, die nebeneinander standen, um den Amtmann von dem „Spielteufel" erzählen zu hören, wie er mit Respekt zu melden und mit einem kleinen listigen Lächeln seine musikalische Schwägerin nannte. Der Pastor kam auch heran. Krag Petersen auch, Frau Helene mußte nach der Küche sehen.

„Sie haben vorgezogen, sich die Musik von außen anzuhören", scherzte der Pastor gänzlich ohne Humor zu Wilhelm Weyer. „Sie und Fräulein Felber."

Der Pastor hatte Zeit gehabt, über die Sache nachzudenken — er mißbilligte es, daß seine zukünftige Schwiegertochter im Mondschein mit einem andern Herrn als Per spazieren ging. Ja, das tat er in hohem Grade.

Und die Mißbilligung saß hinter den Brillengläsern, als er Petra ansah.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Weihnachtslied im Mittelalter

Von Dr. Walter Becker-Halle.

Wie der Name Weihnachten ist das Fest rein deutschen Ursprungs. Von allen kirchlichen und weltlichen Feiern hat sich auch keine der deutschen Seele so tief eingeprägt wie diese, die man aus unserem Volkstum nicht hinwegdenken kann. In das Mittelalter führt der eigentümliche deutsche Weihnachtszauber zurück. Der mittelalterliche Mensch, so universal und so einfach in seiner Vorstellungs- und Gedankenwelt, tauchte in die Wunder und Geheimnisse göttlicher Offenbarung. Bei aller gesunden Diesseitigkeit lenkte er sein Sinnen und Trachten immer wieder dem Reiche zu, an dessen ewigen Bestand er unerschüttert glaubte. Ihm erschien das Weihnachtsfest als der Urgrund aller Erlösung aus irdischen Banden. So versenkten sich auch die frommen Dichter des deutschen Mittelalters voller Inbrunst und Liebe in die Wunder der heiligen Nacht.

Nicht das Fest auf Erden war es, das der mittelalterliche Dichter in seinen Liedern besang, sondern das heilige Geschehen vor tausend und mehr Jahren, das seinen Glanz noch auf die spätere Zeit warf. So pries der Dichter Heinrich von Hardegge den „saelderischen tac", den glückreichen Tag, so kündete der Meister Alexander im 13. Jahrhundert von Jesus, dem Streiter, und so rief Meister Friedrich von Sunenburg in seinem Liede „Ze wihen naht" die Menschheit zur weihnachtlichen Freude:

„Seid froh und freuet euch allgemeine dieser Seligkeit:
Heute ist ein Kind geboren zu Troste uns, das will wenden unser Leid,

Sein Kraft ist groß, weit und breit,
Gar viel das Kind vermag."

Der Dichter dachte noch nicht an das liebliche Bild vom Kinde in der Krippe; er pries die Gewalt und Kraft des Herrn und führte seiner Zeit die Größe des Weihnachtswunders vor Augen. So stand bei Heinrich von Hardegge wie bei Meister Rumezland und Albrecht Lesch der Kultus

der heiligen Jungfrau im Mittelpunkte der frommen religiösen Betrachtung.

Aber mehr und mehr begann sich der deutsche Geist in die Einzelheiten und tiefen Schönheiten der Weihnachtsgeschichte zu versenken. Da dachte man an Josef, der mit gefalteten Händen an der schmucklosen Krippe stand. Man bangte um das Leben des Neugeborenen, wenn der blutige Herodes sein ruchloses Mordwerk begann. Da sang ein Heinrich von Loufenberg sein „Winacht lied“:

„In einem Kripplein lag ein Kind,
Da stand ein Esel und ein Rind,
Dabei war auch die Maged klar,
Maria ,die das Kind gebar.
Jesus, der Herre mein,
Der war das Kindelein.“

Und wie Heinrich in seinen kurzen Versen die Wunder der Menschwerdung Gottes pries und von der Geburt, „Got ze Wihenacht“ und „zem nuwem jar“ sang, so erklangen in den deutschen Kirchen des 14. und 15. Jahrhunderts aus dem Munde des Vorsängers und des Chors volkstümlich schöne, aus der innersten Seele des Volkes gequollene Lieder, wie „Josef, lieber Josef mein, hilf mir wiegen das Kindelein“, „Nun wiegen wir“ und „Der Tag, der ist so freudenreich“.

An die Weltabgewandtheit des mystischen Schwärmers, an die Verzücktheit himmlischer Bräute, die sich durch hohe Mauern von den Kindern der Welt abschieden, wird man erinnert, wenn man das Lied vom Neuen Jahr und vom Namen Jesu aus dem 15. Jahrhundert liest:

„Jesus, der süße Name,
Göttlicher Minne Flamme,
Du gnadenreicher Stamme,
Du ganzer Himmel Hort,
Du Honig über alle süße,
Von Herzen ich dich grüße,
Mein Seel dich minnen mußte,
Du väterliches Wort!“

Es ist erklärlich, daß eine solche Glaubensinnigkeit die herrlichsten dichterischen Blüten trieb. Die Weihnachtsgeschichte wurde zum Erlebnis. Ganz plastisch sieht das Auge des Künstlers die Krippe, die im Mittelpunkte frommer Vertiefung steht. Da kommen die drei Könige von Saba, gekleidet wie deutsche Fürsten oder sarazenische Edle, die man bei den Kreuzzügen im Morgenlande gesehen hatte, und bringen „Gold, Weirach und Mirrach“. Von einer rührenden poetischen Naivität zeugen die Tiere, die bei der Krippe als treue Beobachter niemals fehlen. „Der Esel und das Öchselein erkannten Gott den Herren sein“, heißt es in einem Liede des 15. Jahrhunderts. Ein übermenschlicher Verstand wird diesen stummen Zeugen der heiligen Nacht beigelegt, denn sie waren die ersten, die das Kind in der Krippe erblickten. Mit schrecklichen Worten wird dann Herodes, der „grewliche Tirran“, geschildert, der die heilige Familie zur Flucht nach Ägypten treibt. Bei aller religiösen Jenseitigkeit erlebte der Dichter des Kirchenliedes doch all die irdischen Gefahren und Beschwerden der Reise mit. Er schildert, wie sich das heilige Paar mit Datteln ernährt, wie es in die Herberge kommt, um Streu und Essen bittet, wie die Engel jeden Wandertag und jede Rast schirmen und behüten. Es ist die Zeit gegen Ausgang des Mittelalters. Da hallen zur Weihnachtszeit durch Dome und Gotteshäuser die Weihgesänge: Quem pastores laudavere (Den die Hirten lobeten sehr), Resonet in laudibus (Es muß erklingen überall) und Nobis natus est hodie, ein Lied, das man im Andernacher Gesangbüchlein (Köllen 1608) findet.

Das ist auch die Zeit, in der unsere schönsten Weihnachtslieder, wie „Gelobet seist du, Jesu Christ“ und „Es ist ein Reis entsprungen“ entstanden sind. Namentlich das wundervolle Lied von der zarten Blume im kalten Winter, das früher mit 24 Strophen gesungen wurde, ist wohl das Schönste und Tiefste, was deutsche Weihnachtsdichtung an Liedern hervorgebracht hat. Dagegen stehen die Gesänge „Der Tag wohl durch die Wolken drang“, „Aus hartem Weh klagt menschlich Geschlecht“, „Mit Lust so will ich singen“, „Es reist ein Fürst ins fremde Land“ oder „der englische Gruß“ an dichterischer Vollkommenheit zurück.

Auch der deutsche Meistergesang in den mittelalterlichen Städten ging nicht am Weihnachtsfest vorüber. Kunrad Nachtigal, der sich selbst als „kunstloser Ellende“ bezeichnet und um ein „Ave Maria“ für den Dichter und Schreiber bittet, versenkt sich in das Wunder und verherrlicht Maria, die Königin. Lienhart Nunenpeck findet Töne des Frohlockens und Jubilierens, und Hans Sachs schildert die Geburt Christi in seiner drastischen, naturalistischen Weise. An das Bild von Mutter und Kind denkt der Meistersinger, wenn er schreibt:

„Und in gar freundlichen auf zückt,
schmückt, drückt,
in an ihr prust,
nach hertzen lust;
liplichen kust
in on sein mundlein zart,
und wicklet in ein duchelchein
das adeliche Kindelein
und reicht in ein das criplein rein,
ein schein fein
der gotheit clar
umbgab sie gar,
der engel schar
sungen schon zu der fahrt.“

Eins wird man bei dem mittelalterlichen Weihnachtsliede vermissen: Es singt nicht vom Fest der Menschen, vom Jubel der Kinder, von der Freude des Schenkens, vom Weihnachtsbaum. Der Christbaum stammt ja aus einer späteren Zeit, Luther hat ihn noch nicht gekannt. Aber auch die menschliche Festfreude trat für den mittelalterlichen Menschen hinter dem rein Religiösen zurück. Das Wunder war es, das Seelen und Herzen zu frommem Singen führte und in den Liedern einen unvergänglichen, auch für unsere Zeit noch nachwirkenden Niederschlag fand.

Der Mann mit dem Beruhigungskissen.

Von Erich Wildvang.

Von meinem Arbeitszimmer aus kann man den Leuten aufs Dach steigen. Das geschieht immer nach heftigen Wind- und Wetterzeiten wie den gewaltigen Novemberstürmen dieses Jahres. Das heißt nicht, daß ich das persönlich mache. Nein, nein. Aber mit der Gewissenhaftigkeit, mit der sich ein gut erzogener Uhrzeiger auf die Minute des Arbeitsbeginns stellt, erscheint dann in meinem Arbeitszimmer auch ein Mann in blauer Bluse, lüftet sein Mützchen und legt los: „Guten Morgen, Sie erlauben wohl, daß ich hier einmal das Fenster aufmache und ein paar Minuten hinausklettere. Draußen haben sich wieder ein paar Ziegel gelöst.“

Das sagt er nicht etwa im Tone des Bedauerns, sondern mit dem Jubel eines Leichtathleten, der sich in der besten Form seines Lebens fühlt und einmal zeigen will, was er kann. Wenn andere Leute allzu vergnügt sind, kommt der Mensch — der Mensch ist bekanntlich gut! —, namentlich am Monatsende, wenn er mit Rücksicht auf seine Kassenverhältnisse kurz oder sogar schon auf der Stelle treten muß, leicht in das ganz entgegengesetzte Fahrwasser. So ging es mir. Und deshalb warf ich so ein wenig bissig das Wort hin: „Ihnen scheint ein solcher Sturm ja ungeheures Vergnügen zu bereiten!“

Der Dachdecker aber merkte den Biß gar nicht, sondern platzte mitteilungsbedürftig, wie ein Mensch, der das große Los gewonnen hat, in die Gegend hinein: „Da kann man ehrlich sagen: Ja! Das sind segensreiche Stürme in diesem Jahr! War aber auch endlich Zeit! Nach diesem Sommer, wo's im Baugewerbe so wenig zu tun gab. Petrus hats noch gut gemeint mit uns Dachdeckern. Es regnete glücklicherweise den ganzen Sommer hindurch. Das hat viele von uns vor bitterer Arbeitslosigkeit bewahrt. Wer geht wohl gerne stempeln.

Nein, so wie heute muß es sein! Die Frau gibt zum Frühstück endlich einmal wieder ein belegtes Brot mit. Ist schon früh aufgestanden und hat den Krämer aus dem Bett getrommelt, daß der nur so geflogen ist. „Gebt was Gutes her! Heute bekommt mein Mann wieder Arbeit!“ Das stimmt immer an solchen Tagen. Da geht man nach dem

Meister und braucht erst gar nicht zu fragen. Er hat schon den Zettel in der Hand mit seinen Kunden. Die Kollegen sind natürlich auch alle da. Und dann nimmt man die Kelle, das Handbrett, die Leiter und das Beruhigungskissen und dann gehts los."

„Das Beruhigungskissen?" frage ich mit laienhaftem Unverstand. „Diesen Sack hier! Stroh ist drin! Den legt man sich draußen unter die Knie, dann beruhigen sich die Ziegel und brechen nicht. Außerdem sieht's auch der Kontrolleur von der Berufsgenossenschaft gern; denn es gibt auf dem glatten Dach einen gewissen Schutz gegen das Abgleiten. Aber nun lassen Sie mich mal hinaus! Sehen Sie! Liegen da nicht die kleinen netten roten Ziegelstückchen so wie beim Bauern das Fallobst? Das ist doch eine Freude!"

Dabei schmiert er aus der Höhlung eines mitgebrachten Dachziegels einen tüchtigen Teil Kalk und Lehm auf seine Kelle und beginnt sein Werk. Dutzendweise sind die Ziegel abgebrochen, und die Teilchen liegen in der Rinne. Er bückt sich, greift sich einen Splitter, hält ihn an eine beschädigte Stelle, und — es paßt. Er hat aus vielen Stücken das einzig richtige gewählt. Nie gelingt's ihm vorbei. Auge und Hand treffen die Auswahl mit Sicherheit, mit der ein Billardspieler seine Elfenbeinkugel auf den Weg über das grüne Tuch schickt. So arbeitet der Mann auf dem roten Dach. „Schon beim ersten Blick auf die Gegend hier draußen" — er meint das Dach — „sieht man, ob die Arbeit lange bleiben wird. Heute braucht man sie nicht „festzuhalten". Flink darf es gehen! Muß es gehen! Es warten ja noch viele andere Dächer auf uns. Jetzt gibt es erst einmal lange Zeit keinen arbeitslosen Dachdecker mehr. Es hat ja auch so schön geregnet. Den ganzen Sommer über haben die Leute etwas untergestellt, wo's leckte. Ist eine schwere Zeit. Kein Mensch hat Geld. Niemand kann etwas machen lassen. Aber jetzt muß etwas geschehen. Jetzt nützen die Waschfässer nichts mehr, in denen der Regen aufgefangen werden soll. Der Sturm hat seine Schuldigkeit getan. Nun müssen sie uns rufen. Aber wir kommen ja gern!"

Dabei klettert er auf der schmalen kurzen Leiter mit den ganz flachen, brettchenartigen Stufen höher hinauf. Schmiert und paßt und richtet ein. Überall sind kleine Fehler, die sofort beseitigt werden müssen, wenn's nicht große werden sollen. Manchen angebrochenen Ziegel entdeckt seine prüfende Hand. Die müssen ganz losgerissen und durch neue ersetzt werden. Immer höher geht's hinauf aufs Dach. Sorgfältig prüft der Mann die Dachhaken, an denen seine Leiter und sein Leben hängen sollen.

„Auch die leiden Schaden bei solchem Wetter, rosten durch; und hast du nicht gesehen, geht's in die Tiefe. Das ist schlimm in unserem Beruf. Gelenkig muß man sein, geistesgegenwärtig, sonst kann man jeden Tag das Leben verlieren. Jeder von uns ist schon einmal gefallen. Aber sonst ist's schön auf dem Dach. Weiter Blick und gute Luft." Nun klettert er wieder in mein Zimmer. „Und in diesem Jahre kann der Dachdecker richtig Weihnachten feiern. Und die Kinder bekommen nicht nur warme Strümpfe und warme Schuhe. Diesmal kann man noch etwas anderes dazu kaufen, was rote Backen macht vor Freude, wie die Äpfel am Weihnachtsbaum. Das heißt, es kann ruhig noch einmal ein tüchtiger Sturm kommen. Brauchen kann's jeder. Hoffentlich ist auch das nächste Jahr so gut!" So sieht der Dachdecker das Wetter an. Und nun mache sich jeder einen Vers darauf, wie er will.



Bunte Chronik



*** Ein lebender Leichnam entlarvt.** Viktoria Slawińska, die Frau eines kleinen Gutsbesitzers in Bronichow in Polen, gelangte zu der Überzeugung, daß sie von ihrem Mann keinen Nutzen und keine Freude zu erwarten habe. Er wollte nicht arbeiten, vernachlässigte alle seine Familienpflichten und gab sich der Trunksucht hin. Die junge Frau schaffte sich einen Freund an, einen gewissen Wojczak, der sich aber mit der bescheidenen Liebhaberrolle nicht begnügen wollte und der Frau zuredete, ihren Gatten auf irgend eine Art loszuwerden. Eines Tages machte die Frau ihrem Manne einen eigenartigen Vorschlag: „Du bekommst 1000 Mark. Dafür mußt du aber ein Schreiben aufsetzen, in welchem du erklärst, daß du dein unnützes Leben durch einen Selbstmord zu beenden gewillt seist. Darauf mußt du mit dem Gelde aus dem Lande verschwinden." Der Taugenichts nahm den Vorschlag an, hinterließ das gewünschte Schreiben und zog mit dem Gelde aus dem Lande. Der Zufall wollte es, daß einige Tage darauf eine männliche Leiche, gänzlich verwest, aufgefunden wurde. Frau Slawińska erklärte den Behörden, es sei die Leiche ihres Mannes. Sie legte Trauerkleider an, trug sie aber nicht lange und heiratete nach einigen Monaten ihren Freund Wojczak. Das Glück der zweiten Ehe blieb nicht lange ungestört. Nach einem halben Jahre begegnete Frau Slawińska auf der Landstraße einem Manne, der sehr heruntergekommen und zerlumpt aussah. Es war ihr erster Gatte, der lebende Leichnam. Er erklärte, daß er seine Sehnsucht nur bezwingen könnte, wenn sie ihm weitere 1000 Mark geben würde. In großer Angst lief die Frau nach Hause, um das Geld zu holen. Inzwischen wurde der scheinbar Tote von einem Bauern erkannt, der die Polizei benachrichtigte. Das Ende vom Liede war, daß die zweite Ehe der Slawińska für ungültig erklärt wurde, und die beiden Bigamisten ihre Tat mit zwei Jahren Gefängnis büßen mußten.

*** „Ich bin ein Weiser, aber kein Messias."** Die Waldstraßen, die das alte Kloster Montrieux in der Nähe von Boulogne in Frankreich umgeben, wimmelten vor einigen Tagen von Pilgern, die in großen Scharen aus nah und fern kamen. In langen Reihen gingen Männer und Frauen, Greise und Kinder und sogar Soldaten. Viele Pilger lagerten unter freiem Himmel, verpflegten sich mit Rohkost oder Gemüse und wollten von Fleischnahrung nichts wissen. Der Mensch, zu dem diese Pilgerscharen wanderten, war der berühmte Hindu Krischnamurti. Nach längerem Aufenthalt in Holland, weilte Krischnamurti kurze Zeit in Straßburg und Paris und kam darauf in das Kloster Montrieux, wo er fünf Tage lang unzähligen Menschenmengen seine These von menschlicher Verheißung und Glück verkündete. Er bestritt kategorisch die Zumutung, daß er Begründer einer neuen Religion oder sogar der neue Messias sei. „Ich bin ein Weiser", sagte Krischnamurti wiederholt, „aber kein Messias". Die Menschen können sich nur dann glücklich fühlen, wenn sie den Sinn ihrer irdischen Wanderung richtig erfassen. Ohne Unterschied von Glauben und Religion muß die Güte zum Leitstern des menschlichen Handelns werden. So und ähnlich predigte Krischnamurti dem versammelten Volk, das ihm in tiefster Andacht zuhörte. Nach fünf Tagen verließ er das stille Kloster und begab sich nach Genua, um seine Mission dort weiter zu verfolgen.

*** Der „kränkliche" Versicherungskandidat.** In Wolwerh-Hampton in England starb kürzlich im Alter von 98 Jahren ein gewisser James Underhill. Dieser Mann, dem ein selten hohes Alter beschieden war, wollte sich, als er nur 30 Jahre alt war, versichern lassen. Keine Versicherungsgesellschaft konnte sich aber zu der Assekuranz versichern, da die Vertrauensärzte den Mann als äußerst kränklich bezeichneten und ihm einen frühzeitigen Tod mit Sicherheit prophezeiten. Jetzt erzählen die englischen Zeitungen, daß der „todkranke" Underhill bis zum 83. Jahre seines Lebens täglich seinen geliebten Radsport betrieb und mit 90 Jahren stundenlang Flöte spielen konnte. Vor vier Jahren brach sich Underhill ein Bein, genas aber sehr schnell. Alle Ärzte, die ihm einen frühen Tod vorausgesagt hatten, sind schon längst tot. Der Patient hat sie alle überlebt.

Lustige Rundschau

*** Rechtsgelehrsamkeit.** „Nein, Herr Rechtsanwalt, das geht nicht. Nun haben Sie mir 3000 Mark Schadenersatz und Schmerzensgeld herausgeschlagen, das ist ja sehr schön, aber dafür können Sie doch nicht 2500 Mark Honorar verlangen! Schließlich bin doch ich überfahren worden und nicht Sie!" — „Ja, überfahren lassen kann sich ja auch jeder. Aber den Prozeß gewinnen . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.